

# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

## Inhalt:

|                                                    | Seite |
|----------------------------------------------------|-------|
| Hoff und Haben . . . . .                           | 93    |
| Vom hohen Berg. Von Alexander Moszkowski . . . . . | 116   |
| Eine Schwester. Von Peter Scher . . . . .          | 120   |
| Brot und Geld. Von Labon . . . . .                 | 121   |

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.  
Verlag der Zukunft.  
Wilhelmstraße 3a.  
1915.

**Alleinige Anzeigen-Annahme**  
der Wochenschrift „Die Zukunft“ nur durch  
**Max Kirsche,**  
Berlin SW. 68, Markgrafstr. 59.  
Fernsprecher Amt Zentrum 10 919 u. 10 910.

**Abonnementspreis** (Vierteljährlich 13 Nummern) M. 5.—, pro Jahr M. 20.—; unter Kreuzband  
bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 6.65, pro Jahr M. 22.60; Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.  
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der  
**VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 48, Wilhelmstr. 3a, Fernspr. Lützow 7721.**

**Everth & Mittellmann, Bankgeschäft,**  
Gegr. 1876. **BERLIN C. 19, Petriplatz 4,** Gegr. 1875.  
an der Gertraudenstrasse.  
**Wir kaufen und verkaufen im freien Privatverkehr**  
sämtliche in- und ausländische Staatsanleihen, Pfandbriefe und Eisenbahn-Obligationen

**Anz. und Verkauf von Wertpapieren im Privatverkehr!**

## Mosse & Sachs

Bankgeschäft

Berlin NW. 7, Unter den Linden 56

Fernspr.: Zentrum 12450-12452.

Telegramme: Saccosbank

**Filiale: Kurfürstendamm 193/194, im Hotel Cumberland.**

Fernsprecher: Steinplatz 9631-9635.

**Stahlkammer mit Safenanlage.**

## **Niederlausitzer Kohlenwerke.**

Bilanz-Konto pro 31. März 1915.

| Aktiva.                                        | M.         | pf. | Passiva.                 | M.         | pf. |
|------------------------------------------------|------------|-----|--------------------------|------------|-----|
| Kohlenfeld- u. Abbau-<br>Gerechts. . . . .     | 13 390 000 | —   | Aktien-Kapital . . . .   | 16 000 000 | —   |
| Grundbesitz . . . . .                          | 1 008 500  | —   | 4 1/2%ige Partial-Oblig. |            |     |
| Bergb.- u. Abraum-Anl.                         | 5 005 000  | —   | d. Anleihe v. J. 1906    | 5 640 000  | —   |
| Brikett-Anlagen . . . .                        | 11 849 400 | —   | d. Anleihe v. J. 1912    | 4 000 000  | —   |
| Ziegelei-Anlagen . . . .                       | 373 000    | —   | d. Gewerksch. Alwine     | 206 300    | —   |
| Elektr. Kraft- u. Licht-<br>Anlagen . . . . .  | 1 712 500  | —   | 5%ige Partial-Obligat.   |            |     |
| Werkstätten-Anlagen . .                        | 287 000    | —   | Glückaufsch. Blumoda     |            |     |
| Eisenbahn-Anlagen . . .                        | 1 586 900  | —   | Anl.v.J.1890M. 41 000    |            |     |
| Wohn- u. Wirtsch.-Geb.                         | 2 784 700  | —   | Anl.v.J.1905 „ 355 500   | 396 500    | —   |
| Mobilien-, Geschirre u.<br>Autos . . . . .     | 23 000     | —   | Reserfonds . . . . .     | 7 068 548  | 45  |
| Spektionsanl. Fürsten-<br>berg a. O. . . . .   | 72 000     | —   | Special-Reservofonds .   | 290 000    | —   |
| Abraum-Konto . . . . .                         | 1 369 099  | 73  | Aussteh. Oblig.-Zinssch. | 96 050     | 83  |
| Kassenbestände d. Zentr.<br>u. Betr. . . . .   | 39 751     | 23  | „ Oblig.-Zinssch.        | 5 860      | —   |
| Wechsel im Portef. d.<br>Zentrale . . . . .    | 18 698     | 65  | „ ausgel. Oblig.         | 13 000     | —   |
| Debitoren d. Zentrale<br>u. Betriebe . . . . . | 4 172 402  | 02  | Hypotheken . . . . .     | 4 296 599  | 87  |
| Inventurbeständ.d.Betr.                        | 994 966    | 75  | Talorsteuer-Reserve . .  | 74 847     | 50  |
| Hypotheken . . . . .                           | 142 650    | —   | Kreditoren . . . . .     | 4 625 066  | 19  |
| Bei Behörden hinterl.<br>Kautionen . . . . .   | 52 101     | —   | Gewinn . . . . .         | 2 494 020  | 06  |
| Vorausbez. Versicher-<br>Prämien . . . . .     | 22 221     | 57  |                          | 45 206 792 | 95  |
| Beteiligungen . . . . .                        | 302 902    | —   |                          |            |     |
|                                                | 45 206 792 | 95  |                          |            |     |

Die für die alten Aktien Nr. 1 bis 12450 auf 12% und für die neuen Aktien Nr. 12451—16450 auf 6% festgesetzte Dividende gelangt sofort in Berlin: bei der Deutschen Bank, bei dem Bankhause Jacquier & Securius, An der Stechbahn 3/4, bei der Gesellschaftskasse, Dorotheenstr. 47, zur Auszahlung.

Berlin, 14. Juli 1915.

**Der Vorstand.**

## Maurer & Brach

Gegr. 1768 Weingroßhandlung Gegr. 1768

Hoflieferanten Sr. Königl. Hoheit des  
Prinzen Friedrich Leopold. von Preußen

**Berlin W. 66, Mauerstr. 76**

## Behagliche Weinstuben:

Werderscher Markt 7, Ecke Kuststraße  
Spezialität: Frühstücks- und Mittagstisch

**Halensee: Kurfürstendamm 13,**

— gegenüber dem Bahnhof —  
Einzelverkäufe in allen Stadtteilen



Berlin, den 24. Juli 1915.

## Soll und Haben.

Botha-Land.

**U**nter dunklem Himmel und mählich schon, allzu früh, gilben-  
den Baumwipfeln hörten wir, daß Deutsch-Südwestafrika  
dem Reich entrißen, die Schutztruppe in Ergebung gezwungen  
worden sei. Ein Gebiet von achthundertdreißigtausend Quadrat-  
kilometern Flächenraum (fast dreihunderttausend mehr, als der  
des Deutschen Reiches beträgt); seit dreißig Jahren das Sorgen-  
kind und Nesthörnchen, dann ein Trost und Liebling deutscher Sied-  
lerwirthschaft. Im Jahr 1884 wird die von dem bremer Kaufmann  
Lüderitz im Hafen von Angra Pequena geschaffene Handelsstation  
unter Reichsschutz gestellt; im Oktober 1885 von dem Häuptling  
Maherero der Deutschen Gesellschaft für Südwestafrika wichtiges  
Handels- und Schürfrecht gewährt. Der Kapengländer Lewis  
schwächt und ängstet den gierigen Häuptling aus der Vertrags-  
pflicht. Kolonialzwist mit Großbritannien? Der, meint der Abgeord-  
nete Bamberger, wäre sinnlos; schon der von den Verbündeten  
Regierungen geforderte Mehraufwand von einundfünfzigtausend  
Mark ins Wasser geworfen. Denn die Gesellschaft habe von ihrem  
Kapital eine Million verläppert und die Kolonie lebe trotzdem  
nur auf dem Papier. Ihre Lage dünkt ihn „verzweifelt“; Verstand  
und Gewissen weigern sich, „für jeden beliebigen Einfall eines  
Kolonialabenteurers das Geld der Steuerzahler und das Blut  
unserer braven Marineleute zu opfern.“ Bismarck antwortet selbst.  
„Der Herr Abgeordnete hat uns in den Verhandlungen, die wir

mit England über Südwestafrika führen, auf das Erheblichste geschädigt. Wenn sie mißlingen, mache ich ihn dafür verantwortlich. Gerade diese Kolonie hat sich in den letzten Jahren günstig entwickelt; sonst hätten wir den englischen Einbruch in die deutsche Rivalität gar nicht zu befürchten gehabt. Um nichts, um eine Sandbüchse (wie Angra Pequena hier genannt worden ist) laufen die Engländer nicht Hunderte von Meilen über Land mit Waffen und Pferden, um Verabredungen anzusechten, die wir mit der englischen Regierung früher getroffen hatten. Daß dahinter etwas des Reichthums Werthes steckt, hätte der Herr Abgeordnete schon aus der Expedition von Lewis entnehmen können. Was hat denn das Auswärtige Amt, was haben wir denn davon, ob dort Kolonien sind oder nicht? Fünftausend Nummern alle Jahr mehr, die mir allein auf den Leib geschrieben werden, die ich allein zu erlebigen habe! Anderes habe ich nicht von der Sache. Und dann redet man hier, als hätten wir leichtfertig, ich weiß nicht, aus welchen Gründen, gehandelt. Wir haben die Hoffnung, bei dem uns befreundeten England Beistand gegen den räuberischen Einfall von Lewis zu finden. Die Engländer halten das Land nicht für werthlos; aber sie werden das Zeugniß des Herrn Bamberger anführen, daß gar nichts davon zu halten ist und daß dieser deutsche Patriot meine, unser Besitz ruhe auf sehr ansehnlichen Verträgen.“ Der Kanzler darf auf Englands Bereitschaft zu freundlicher Verständigung rechnen. Nach dem ersten Kolonialstreit hat Lord Granville im Oberhaus gesagt: „Gerade jetzt, da die beiden Völker in fast jedem Erdtheil einander begegnen, fordert Deutschlands und Britanniens Interesse die Wahrung eines guten Verhältnisses. Aufrichtigen Sinnes bin ich entschlossen, mit aller Kraft, über die ich gebiete, die versöhnliche Politik des Fürsten Bismarck zu unterstützen.“ Und im Unterhause sprach Gladstone fromm: „Wir dürfen nicht scheel blicken, weil Deutschland einen Punkt besetzt, der nach mancher Meinung uns zufallen konnte. Ich begrüße das Deutsche Reich am Eingang in die Laufbahn kolonisirender Macht, wünsche ihm Gottes Segen für dieses neue Streben und werde mich freuen, wenn wir, der Menschheit zum Heil, in freundlicher Genossenschaft Licht und Civilisation verbreiten.“ Auch mit den Tories gelingt, nach Gladstones Sturz, die Verständigung. Hauptmann von François führt die erste deutsche Schutztruppe in den Swa-

Topbezirk; Lewis muß weichen; mit England wird (wie zuvor mit Portugal) die Grenzlinie vereinbart. Jahre lang währt der Kampf gegen den Namahäuptling Hendrik Witbooi und seine Hottentoten; erst im September 1894 ergiebt er sich und hilft bald danach den Deutschen gegen Khauas und Hereros. Rascher Ertrag war aus Südwest nicht zu hoffen. Ein Hauptzweck der Siedlung war, eine Stelle zu haben, wo Deutschland einer übermüthigen Britenpolitik (die stets, trotz allen Bethuerungen, für Stunden deutscher Schwachheit zu fürchten blieb) unbequem werden konnte. Für die Kampfbereitschaft mußte hier ernster noch als in anderen Kolonien vorgesorgt werden. Das wurde, leider, versäumt. Ein fünfzehntausend Quadratmellen großes, von wilden Hottentoten, Bantunegern und Bastarden bewohntes Land hatte eine Schutztruppe, die nur stattliche Wachtparaden leisten konnte. Der Vorrath von Waffen, Munition, Pferden deckte ein über Nacht gemehrtes Bedürfniß nicht. Die Mole in Swakopmund, über deren Unzulänglichkeit schon in den neunziger Jahren geklagt worden war, blieb erbärmlich und der Entschluß, die spärlichen Wasserstellen durch eine Etappenstraße zu verbinden, wollte nicht flügge werden. In solchem Zustand schmachtete die Kolonie, als der Hererokrieg begann, in den auch die lange gehätschelten Witboois wieder feindsällig eingriffen. Sechshundert Millionen, mindestens, wurden verthan. Mit geduldigem, prunklosem Heldenmuth trugen Deutsche, Offiziere und Mannschaft, das Elend aufreibenden Buschkrieges. In den Gefechten gegen Vondels, Hereros, Bantuleute fiel jeder dritte Offizier, jeder zehnte Mann. Mit dem Kochgeschirr wurde den Tapferen von überlebenden Kameraden das Grab geschaufelt; ein paar Klippensteine darüber und ein rohes Hartebestkreuz in die Scholle gepflanzt. Wer nach zwei, drei Wochen die Stätte dann wieder sah, fand das Grab aufgewühlt; ein Stück schwarzweißen Bandes und ein bleichendes Knochengestell: mehr hatten die Schakale und die Hereroweiber nicht im Sand gelassen. So starben, so faulten deutsche Menschen im deutschen Südwestafrika. Und dieses Land ist uns nun verloren? Nach dreißig Jahren harter deutscher Arbeit, gewaltigen Aufwandes von Blut und Gold soll das Trachten des Schächers Lewis dennoch ans Ziel gelangen und über die Feldgrüste unserer Krieger hin der Union Jack wehen? Nein. Britannia begehrt das Land nicht für sich. General Louis

Botha hat den Krieg gegen Lüderikens Erben geführt und ist im Windhuf eingezogen. Unser Südwest ward den Buren zugesprochen; ist bestimmt, die letzte Erinnerung an den alten Hader zu tilgen, der Briten und niederländische Afrikaner solange einander verfeindet und Englands Ansehen im Erdtheil der Pyramiden und des Goldes, der Tempelkunst und Diamanten geschmälert hat.

Das Reich des Königs und Kaisers George ist das größte, von dem die uns bekannte Historie je Kunde brachte; es ist dreimal größer als Europa, umfaßt den fünften Theil der Erdoberfläche und zählt ein Viertel der Menschheit zu seinen Bürgern. Nahe Verfall ward ihm längst vorausgesagt. Dennoch hatte es, in ein paar Jahren, das Riesengebiet des Sudans erobert, das seine Herrschaft über Egypten für unabsehbare Zeitdauer verbürgen sollte, und die an Bodenschätzen unermäßig reichen Länder der Südafrikanischen Republik und des Oranje-Freistaates, deren Flächenumfang nicht viel kleiner ist als der des Deutschen Reiches, als Kolonien seinem Besitz einverleibt. Der Wunsch Cecil's Rhodes, von Capetown bis Kairo den Union Jack flattern zu sehen, war fast schon erfüllt. Diese Machtstellung schien den Briten, die nie unter der Bescheidenheit der Lumpen litten, nur der Ausdruck eines ihren politischen Tugenden gebührenden Erfolges. Was Augustinus von den Römern sagte, sagt oder denkt jeder echte Sohn Albions von dem Weltreich der Briten: die Vorsehung habe sie zur Herrschaft über der Menschen Geschlechter berufen, um ihre hohe Weisheit, ihre unbeirrte Beharrlichkeit und straffe Selbstsucht zu belohnen. Ein so starkes und stolzes Herrenvolk, dem die Imperial Federation League und die Vorkämpfer des Greater Britain neue Ziele gezeigt hatten, konnte den zähen Widerstand eines kleinen, nach den Begriffen unserer Industriekultur „reaktionären“ Bauernstammes nicht gelassen hinnehmen, nicht um die jungen Burenstaaten einen Bogen machen und sich mit der Thatsache abfinden, daß in dieser bäuerischen Oligarchie der Engländer, der ihren Wohlstand geschaffen hat, ein Bürger Zweiter Klasse war.

Die Kornburen, Weinburen, Viehburen, Trekburen hatten ruhig, nach der Väter Weise, gelebt, bis im Schoß der von ihnen in langem Kampf den Kaffern abgerungenen Erde Goldschätze gefunden wurden und eine Industrie entstand, die den Mutterboden der englischen Gentry umpflügte und die Währungspolitik,

Die Besitzverhältnisse und die soziale Schichtung der größten Reiche von Grund auf wandelte. Die Buren nützten den neuen Geschäftsvortheil klug und ohne Uebermuth aus; für die industrielle Leitung und Arbeit waren sie nicht gerüstet, mochten von moderner Entwicklung und solchem Teufelszeug in ihrem frommen Paganenthum auch nichts hören, freuten sich aber der über alles Erwarteten großen Geldsummen, die sie oft für ein Stück Land einstreichen konnten. So, dachten sie, könne es weitergehen: sie würden reich werden und dennoch die alte Sitte bewahren. Zähwehrten sie sich gegen die Zumuthung, die in anderen Ländern gescheiterten Existenzen in ihre Gemeinschaft aufzunehmen, Spekulant und Spielern Bürgerrecht und Bürgerehre zu gönnen. Sie wollten für sich bleiben, aus der neumodischen Wandlung nur den Gewinn ziehen und das dumpfe Bauernmißtrauen nicht opfern, das in dem Fremden, dem Städter den Feind sieht. Nicht den aus fernen Vorstellungswelten kommenden Briten nur haßten sie: auch von dem Holländer, der sie mit der Biedermannszärtlichkeit des nah Verwandten umarmen wollte, rückten sie mit frostigem Lächeln weg. Die Frage, ob ein großer Theil der Oberschicht, ob nur da und dort eine nicht immune Seele von der aus keinem Goldland zu bannenden Korruption ergriffen wurde, mag heute noch unbeantwortet bleiben. Die Briten brauchten einen nach angelsächsischer Mode lachenden Industriestaat, in dem sie sich frei bewegen könnten; die Buren saßen warm in angeborenem Vorrecht und wollten den agrarischen Zuschnitt der Republiken um keinen Preis ändern. Auch eine Arbeiterfrage tauchte auf. Trotz ihrer Christenfrommheit, die sie zwingen sollte, in jedem Menschen das Ebenbild Gottes und die Krone der Schöpfung zu achten, ist den Buren der Farbige, was er doch nur dem naturwissenschaftlich Denkenden, an eine mähliche Evolution des zweizinkigen Gabelthieres Glaubenden sein dürfte: ein Wesen niederer Art, ein als Sklave, zum Sklaven Geborener. Der Bur wollte die Rassen in Hörigkeit halten, der Brite ihnen das Recht und die Bildungsmöglichkeit gewähren, ohne die der Industriearbeiter nicht mit dem wünschenswerthen Nutzen zu verwenden ist. Kein Verständiger konnte je zweifeln, welche Kulturform in Südafrika schließlich siegen würde; wollte die Bauernoligarchie sich unverändert erhalten, dann mußte sie die Minen sperren, der aufblühenden Industrie die Wurzel ab-

schneiden. Daß thut kein Bauer; selbst in der hitzigsten Wallung bedenkt er den eigenen Vortheil und wägt, was ihm nützen, was schaden kann. Während des ganzen Krieges haben die Buren nicht einen Augenblick ernstlich an die Zerstörung der Minen gedacht. Sie hätten den Krieg überhaupt nicht begonnen, wenn sie nicht Grund gehabt hätten, auf einen starken Schützer im Kampfe gegen den Bedränger zu hoffen. Hatte Wilhelm der Zweite nicht, das Deutsche Reich eine ihnen befreundete Macht genannt, an deren Hilfe sie appelliren dürften? Englands Kraft, Englands Reichthum konnten sie nicht ermessen; der Zuruf des Kaisers aber verleitete sie in den Glauben, daß sie, wenn es zum Aeußersten käme, nicht allein fechten würden. Zweilunddreißig Monate lang trohten sie, als eine Guerilla, deren Ruhm in der Kriegsgeschichte nicht verblaffen wird, dem an Truppenzahl und Rüstung überlegenen Feind und immer wieder wurde die verglimmende Hoffnung angefacht: morgen bereitet Europas Eingriff uns den Sieg. Die Armen, von thörichten und gewissenlosen Diplomaten getäuscht, wußten nicht, daß die Zeit des von Andrew Carnegie verkündeten Empire of business längst gekommen ist und dem Reichsten die Welt gehört. Als sie dann endlich von dem Wahnscheiden mußten, irgendeine europäische Regierung werde für sie einen Finger rühren, als zuerst die Botschaft des holländischen Ministerpräsidenten Ruypers und später Ritcheners kluge Beredsamkeit das Lügengewebe zerriß, das ihren Blick so lange getrogen hatte, da retteten sie schnell, was noch zu retten war, und kapitulirten.

Europa war mit diesem Ausgang der Sache gar nicht zufrieden. Europa hatte von einem Heldenvolk geträumt, das lieber bis zum letzten Mann in den Tod gehen als auf seine Unabhängigkeit verzichten würde. Und nun lebten die Dewet, Botha, Delarey, Schall Bürger nicht nur, nein: sie zeigten sich sogar Arm in Arm mit britischen Generalen, feierten den Viscount Ritchener in feurigen Reden und forderten die Landsleute auf, Eduard dem Siebenten in zuverlässiger Treue unterthan zu sein. Die selben Männer, die sich mit Handschlag verpflichtet hatten, vor jeder Entscheidung den Rath des greisen Krüger einzuholen und ohne seine Zustimmung keinen Friedensvertrag zu unterzeichnen, haben dann, ohne den angeblich vergötterten Ohm Paul auch nur zu fragen, kapitulirt und nannten den Namen des früheren Präsidenten nicht.



mehr. Europa stand vor einem Räthsel. War Paul Krüger denn nicht der größte Staatsmann, der neben und nach Bismarck lebte, der Doktor Leyds nicht ein Diplomaten-genie, das jeder Großmacht zu wünschen wäre? Gleichen nicht alle Buren den mythischen Helden, die sich von blanken Idealen nähren und deren Felsenherzen Menschenschwachheit nie übermannen kann? Noch im Frühjahr 1902 hieß es, die Lage der Buren sei viel günstiger als am Anfang des Krieges, Ritchener komme nicht vom Fleck und nur ein Wunder könne die völlige Niederlage der Engländer hindern. Als die Burenkommandanten nach Vereeniging reisten und der einfachste politische Instinkt wittern mußte, daß die Stunde des bitteren Endes bald schlagen werde, wurde in Utrecht die Parole ausgegeben: Die Burgers benutzen gern die gute Gelegenheit, um sich über die Fortführung des Feldzuges zu verständigen, und der dumme Sirbar Ritchener, dem nur im Kampf gegen Wilde Vorber reisen konnte, geht blind in die Falle. Die Kapitulation war schon unterschrieben, als noch immer mit unerschütterlicher Gewißheit behauptet wurde, das Gerücht von einem nahen Friedensschluß sei eine freche englische Lüge. Und Alles wurde, selbst die albernste Mär, willig geglaubt und jede zur Vernunft mahnende Stimme überbrüllt. Die Buren hatten zu siegen oder zu sterben. Europa sah mit angenehmem Nervenkitzel dem Kampfspiel zu und war bereit, die Helden ihres Traumes pollice verso, wie satte Römer einst die niedergerungenen Gladiatoren, in den Tod zu schicken.

Zu solchem Ende hatten die Buren keine Lust. Wer sie gerecht beurtheilen will, darf nicht verwehten Klängen alter Heldenlieder nachträumen, sondern muß sich wachen Sinnes erinnern, wie in seiner eigenen Heimath, wie in allen Zonen der Bauer lebt und strebt, fühlt und trachtet. Der Mann, der in harter Arbeit den Acker bestellt, geduldig das Vieh wachsen und fallen, die Frucht reifen, die Hoffnung eines Jahres von Wind und Wetter vernichtet sieht, ist für überfinnliche Ideale nicht zu haben und wird sich mit klarem Bewußtsein selten entschließen, für unirdische, nicht mit Händen greifbare Güter das schwerste Opfer zu bringen. Sein Wunsch langt über die enge Welt der Wirklichkeit nicht hinaus und gesunder Menschenverstand schützt ihn vor der heroischen Schwachheit, die Alles auf Spiel setzt, Haus und Hof zerstören, Weib und Kind hinmorden läßt, um einem Scheingebild nachzu-

jagen, daß den abstrahirenden, assoziirenden Geist des Kulturmenschen werthvoller dünken mag als alle zeitliche Habe. Wenn der schwerfällige Bauer sich waffnet, kämpft er nicht für Begriffe, für Freiheit, Menschenrecht und Verfassung, sondern sucht einen Druck abzuschütteln, der seinen Schaffensdrang lähmt, schlechter Behandlung ledig zu werden, die ihn an Leib und Gut geschädigt hat. Solchen Bauernkrieg haben die Buren geführt. Sie fühlten sich in ihren Besitzrechten bedroht, von windigen Einwanderern mißachtet, sie hofften auf Deutschlands Hilfe, auf die Wirkung des Hasses, der sich an die Erobererschritte der Briten geheftet hat, und zogen aus, um einem dreißten Räuber einen lehrreichen Denzettel zu geben. Jeder nahm ein gutes, im Gelände heimisches Pferd und eine erprobte Flinte, aber auch einen Regenschirm mit; denn im durchnässten Kittel schwindet oft die Widerstandsfähigkeit des stärksten Mannes. Sie mieden unnützliche Grausamkeit, lachten die fremden Offiziere aus, die sie europäischen Drill und Treßengederei lehren wollten, und richteten ihre Strategie nach den bewährten Regeln der Bauernschlauheit. Wozu sollten sie englische Soldaten und Heerführer töten, wenn der Schuß Pulver nicht nöthig war? Viel einfacher war's, ihnen die Rafhi-Uniform ausziehen, die man im trainlosen Burenheer brauchen konnte, Munition und Lebensmittel wegzufangen und Tommy nur da, aus sicherer Stellung, wie ein Stück Wild abzuschießen, wo die Noth zu blutiger Wehr zwang. Mancher Europäer hat ihnen Mangel an Muth nachgesagt und über die Burenhäuflein gespottet, die er hinter hastig gehauten Schanzen hocken sah. Freilich: sie setzten sich, wenn sie's irgend vermeiden konnten, nicht den feindlichen Kugeln aus und nie wäre ihnen, wie ganzen Schaaren englischer Offiziere, der Einfall gekommen, blind, im Gefühl einer dem vaterländischen Ruhm schuldigen Pflicht, in den Tod zu stürmen; Pflicht schien ihnen vielmehr, jedes einzelne Leben dem Vaterland so lange wie möglich zu erhalten. Dann kam der Tag der Erkenntniß. Jeder weitere Widerstand konnte die Entscheidung aufschieben, nicht abwenden. Noch einen Winter im Feld? Noch ein Jahr ohne Saat und Ernte? Die Farmen verwüstet, Frauen und Kinder im Elend, die Zukunft des Stammes gefährdet: und Alles umsonst? Gute Behandlung, Ersatz der verlorenen Habe, ein behagliches Leben unter Englands mächtigem Schuß ward ihnen zugesagt; und sie lernten,

als sie nach langer Trennung einander wieder sahen, die Aussichtlosigkeit ihres Kampfes klar erkennen und wußten genau, was ihnen bevorstand, wenn sie diesmal spröb blieben. Sollten sie ihren Präsidenten, dessen Irrthum den Krieg heraufbeschworen hatte, um Rath fragen? Der saß, mit einem großen Vermögen, weit vom Schuß in Europa, kannte ihr Leid nicht und hatte gut reden. Gar so herrlich waren ja früher, unter der Rüngelthyranei, die Zustände auch nicht gewesen und am Ende ließ sich mit den Engländern ganz gut auskommen. Die Zähne zusammengebissen und unterschrieben!... Das war nicht heroisch zwar, aber bäuerisch gehandelt.

Die geschäftige Vettel Europa hatte für die Bedrohten nur tönende Worte gehabt. Dem Willen der Erdtheilsmehrheit konnte gelingen, England in Südafrika eine Niederlage zu bereiten, von der es sich in Jahrzehnten nicht erholte hätte. In Egypten, in Tonkin und Tunis, auf Madagaskar und vor Taschoda hatte Frankreich britischen Uebermuth und britische Ränke kennengelernt und einen jede andere Regung niederhaltenden Groll gegen England angesammelt, den der Burenkrieg mit seinen Schrecken zu leidenschaftlichem Ausbruch trieb. Keine Regierung, keine wehe Erinnerung an alte Wunden wäre stark genug gewesen, die Franzosen vom Eintritt in einen antibritischen Trutz zurück zu halten, der sich das Ziel gesetzt hätte, in Südafrika Ruhe zu gebieten. Und gern hätte Rußland die Gelegenheit benutzt, die ihm erlaubte, ohne in finanziell und militärisch unfertiger Rüstung kämpfen zu müssen, das Feuer des britischen Feindes ein bißchen zu dämpfen. Kein Tröpflein Menschenblutes brauchte zu fließen; der feste Wille der mitteleuropäischen Großmächte hätte genügt, um das von Truppen entblößte Inselreich unter das Gebot zu beugen: Biß hierher sollst Du gehen und nicht weiter! Von Deutschland, als dem nach früherem Bekenntniß am Meisten in Südafrika interessirten Kolonialstaat, wurde lange das Lösungswort erwartet. Vergebens. Der Deutsche Kaiser schickte den zur Fahrt nach dem Kriegsschauplatz eingeschifften englischen Dragonern seinen Glückwunsch und ließ seiner Großmutter und seinem Onkel den Ausdruck freudiger Theilnahme an dem Erfolg der britischen Waffen übermitteln, die den Burengeneral Cronje bezwungen hatten. Wir sind zu schwach, raunten die Eingeweihten, und müssen den Schein der Freundschaft mit England wahren, bis wir die große Flotte haben. Keine

englische Regierung durfte den Krieg, der so ungeheure Opfer gekostet hatte, mit einer Niederlage enden lassen; erst in der Stunde höchster Lebensgefahr, hieß es, werden die Zweifler merken, was das britische Weltreich vermag. Herr Webb, der sozialistische Geschichtschreiber der Gewerkschaften, hat damals offen gesagt, nicht die Kapitalisten nur, sondern auch die Arbeiter seien für den Krieg; und neunundneunzig von hundert Engländern forderten die Annexion der Burenstaaten. Herr Bernhard Shaw sogar war für den Krieg, weil er die im Randgebiete des Vaallandes ruhende Milliarde als einen Kulturfaktor betrachtete, den man nicht einem rüdfständigen, abergläubigen Bauernstamm überlassen dürfe. Was also nützte ohnmächtiges Reisen? Gewiß wars ein „frecher Erobererkrieg“. Doch das selbe Urtheil kann man mit dem selben Recht über sehr viele Kriege fällen, deren Glorie dennoch durch die Geschichtsbücher leuchtet. Alle koloniale und ein großer Theil aller einheimischen Macht beruht auf Raub; wenn mans so unzärtlich nennen will und nicht vorzieht, mit Patriotenstolz von ruhmreichen Waffenthaten zu sprechen. Kein Staat ist „sittlich berechtigt“, Chinesen, Hindus, Nigger oder Südseeinsulaner aus ererbter Herrschaft zu drängen; das sittliche Recht wird aus der Kulturpflicht hergeleitet, höhere Civilisation und reicheren Wohlstand zu verbreiten, und diese Pflicht glaubten auch die Briten zu erfüllen. Wie wenig Politik mit Gerechtigkeit und Moral zu schaffen hat, wußte schon Preußens großer Friß, der lächelnd dem Wort Pitts zugestimmt hätte, daß bei strenger Wahrung der Gerechtigkeit keines Reiches Macht auch nur die Sonne eines Tages überbauern würde. Frißens Enkel aber hatten sich in die Vorstellung eingewöhnt, auch der Eroberer, just der Lichtbringer müsse auf allen Wegen in hehrem Sittsamkeitglanz wandeln, Keines Recht schwächen noch gar brechen; und sie wollten lieber die eigene Zukunft gefährden als auf die Wonne verzichten, für den wider Moral und Recht Ueberwundenen mit lärmendem Eifer gegen den bösen Ueberwinder Partei zu ergreifen. Während England die seiner Macht unterwürfigen Buren streichelte, suchte Deutschland sie in neuen Zorn gegen Albions Gewalt zu fachen. 1902.

Ort der Handlung: Drury-Lane, das älteste Schauspielhaus der britischen Hauptstadt. Ein überfüllter Saal. Auf den Bühnenbrettern eins der Duzendmelodramen, die Englands Volksseele

stets geliebt hat. Diese berbe Massenpsyche will im Theater lachen, weinen und sehen, was ihr der Alltag nicht zeigt. Mr. Cecil Raleigh, der kleine Mann mit dem großen Namen, kocht ihr die schmackhaftesten Gerichte; und diesmal hat sein schlauer Trieb einen Staatsbraten gegriffen. Die Zuthaten sind aus alten Büchsen der Coulissenspeiskammer. Eine edle Cirkusreiterin, die eigentlich eine Herzogin ist und schließlich eine Lady wird. Junge und greise Helden. Ein traltre, der die tugendsame Artistin anbetet und ihr lieber den Hals brechen als das Glück der Lordschaft gönnen will. Ein Komikerpaar; und so weiter. Die Hauptsache aber ist: die Hintertreppengeschichte spielt während des Transvaalkrieges. God save the king! Husaren an der Festtafel; in den Rausch pläzt die Unheilskunde von Colenso hinein. Vor dem Generalkommando in Johannesburg sehen wir Depeschenreiter, Gefangene, Ritcheners Stab, Kaffern, die Stierheerden ins Lager treiben, Frauen und Kinder der fast schon erschöpften Buren. In Europa wurde uns Dr. Leyds vorgeführt, der Spione und Schmuggler wirbt. Jetzt, in Afrika, steht ein alter Burenkommandant vor uns, der Jouberts Züge trägt. Ein Unversöhnlicher. Er flucht dem Golde, das ein stilles Bauernvolk vergiftet und ihm den Abschaum der nach Gewinn gierenden Menschheit ins Land gespült hat. Alle Versuche der Briten, ihn sacht umzustimmen, prallen von dem Erzpanzer ab, der dieses Heldenherz schirmt. Mit den letzten Getreuen zieht der Alte in die Bergschluchten. Um ein Wachfeuer lagern sie; spärliche Mondstrahlen fallen auf die Trümmer einer Burenhütte. Auch die Lekten hat schon der Zweifel beschlichen. Ist nicht am Ende doch besser, sich in das Unvermeidliche zu schicken, der Frau und der darbindenden Kinderschaar den Ernährer, den Schützer wiederzugeben? Doch der Alte ist zäh und zwingt die Murrenden in die Pflicht blinden Gehorsams. Das Häuflein ist umzingelt, die Magims bestreichen die Bergmulde, eine Granate zerstört die Reste der Hütte. Der alte Kommandant läßt die Transvaalfahne hissen: der Feind soll Keinen lebendig haben. Da naht, unter der weißen Flagge, ein englischer Offizier. Ringsum habe Alles längst kapitulirt, jeder weitere Widerstand sei nutzlos und auch der Tapferste brauche sich nicht zu schämen, wenn er nach so heldischer Wehr endlich der Gewalt weiche. Ein Schweigen. Dann wirft Einer nach dem Andern die Flinte hin; zuletzt

der Alte. Noch einmal drückt er die gute Waffe an die Brust; er küßt den Lauf, der ihn so oft sicher bedient hat, und legt das Gewehr mit zärtlicher Hand auf den Haufen. Er steht noch, wie die Vierkloer, die ehrwürdige Fahne der Republik, niedergeholt wird: dann fällt er, sinkt zugleich mit den Farben Grün-Blau-Weiß-Roth auf die geliebte Erde. Den Leib des toten Helden hüllt der Engländer in die Transvaalfahne und reicht über der Leiche dem Sohn des Gefallenen die Bruderhand. Oben flattert der Union Jack im Morgenwind. Das Orchester spielt die Königshymne. Die Zuschauer stehen auf und huldigen in stummer Andacht dem großen Gegner und dem Genius des Britenreiches, der über muthige Männer nach hartem Kampf ihnen den Sieg verlieh.

Ort der Handlung: Philharmonie; der prächtigste Saal der deutschen Hauptstadt. Trauerflöre säumen die von der Decke herabwallenden Banner der Transvaalrepublik und des Oranjestaates. Jeder Platz im weiten Raum ist besetzt. Mittelstandspublikum. Nur drei Uniformen. Die Plutokratie fehlt fast ganz. Sehr viele Frauen und doch kaum eine einzige „Toilette“. Die Mütter meist im dunklen Besuchskleid, die Töchter in hellen Blusen. Auf der Estrade Männer im schwarzen Festgewande des Europäers. Abgeordnete, Pastoren, Zeitungschreiber; allerlei geschäftige Eitelkeiten, die immer dabei sein müssen. In der ersten Reihe die Generale Botha, Dewet, Delarey. Botha ist von den Dreien der beweglichste; er neigt sich und beugt sich mit hellem Gesicht, plaudert und lacht wie ein Glücklicher. Der Mann hat im Krieg nicht Alles verloren; drüben, man merkt's, harrt reicher Besitz des wiederkehrenden Herrn. Ernst blickt Delarey, dem, seit er sein Pferd verlor, nichts mehr geblieben ist; er stützt den tiefgefurchten Franzosenkopf auf die Linke, die keine Bauernhand scheint, und streicht und zupft mit der Rechten den langen, ergrauernden Bart. Wie ein Trostloser starrt er manchmal ins Leere, über den Prunksaal hinaus in die lange Herbstnacht; nicht einmal, in Stunden, sah man ihn lächeln; er hat das Späherauge eines alten Schiffsführers, dem weder unsichtiges noch nebliges Wetter Etwas anhaben kann, dem die Umschau jetzt aber keine Hoffnung ließ. Auch Dewet sitzt still; doch um den Mund zucken ihm tausend Teufelseinfälle. Dem kleinen Kerl, der aussieht, als sei er nur aus Muskeln und Sehnen gefügt, fehlt offenbar der Sinn für Feierlichkeit.

Ein Menschenkenner, den so leicht keine Maske narret, keine Moralpredigt ins Bühlerhemd scheucht. Er sieht sich seine Leute genau an; und der ironische, ein Bißchen müde Blick scheint immer zu fragen: Ist Euch auch ernst oder macht Ihr uns dummen afrikanischen Bauern hier nach Eurer Europäersitte nur ein Spektakel vor? Selbst ihn aber reizt's jetzt aus der Beobachterruhe. Drei Mädchen nahen in weißen Kleidern. Jedes trägt einen goldenen Kranz. Jedes hat für seinen Helden einen kurzen Spruch auf der Lippe. Der muntere Botha besinnt sich nicht lange: er packt die schüchterne Kranzspenderin und küßt sie herzlich auf beide Backen. Dem Beispiel folgen natürlich die anderen Generale. Und nun hält sich die Menge nicht länger. Sie klatscht, trampelt, schreit, heult, jubelt, freischt, drängt nach vorn, streckt den Gefeierten sehnsüchtig die Hände hin und will nicht, will nie wieder das Schweigen lernen. Unter Trunkenen kann man sich glauben; wie hysterisches Schluchzen gehst durch den Saal. Ein Taumel wird: als wären Deutschlands Retter aus höchster Noth und Gefahr, nach schwerem Sieg, endlich in das erlöste Land heimgekehrt.

In London jauchzen jeden Abend Tausende dem Burenkreisz zu, der den Engländern Todfeindschaft geschworen hat und unverföhnt stirbt. In Paris wurden die drei Männer, die in der letzten Zeit des Feldzuges das Burenheer führten, mit Medaillen, in Berlin mit Kränzen aus Gold und Lorber geschmückt. Ueberall, in Holland, Belgien, Frankreich, Deutschland, Britanien, reißt ihr Anblick die Menge in einen Taumel. Vor ihrer Wohnung stehen Stunden lang die Massen. Alte Männer und zarte Jungfern halten halbe Tage aus und preisen sich selig, wenn ihres Fingers Spitze den Rock der Helden berührt. Nachts lärmt man die Rastenden aus kurzem Schlaf, aus dem Eisenbahnwagen und ruht nicht, bis sie ein paar Worte sprechen; bursche Worte, die von tausend Gaffern kaum Einer versteht. Und diese Männer sind besiegt, unfrei, staatlos, sind britische Unterthanen und geloben in allen Reden, daß sie Eduards, ihres neuen Herrn, Majestät den Treueid nicht brechen werden. Tüchtige Männer; und nicht tüchtiger doch als Mancher, der für des Vaterlandes Ehre seine Habe geopfert, sein Blut gewagt hat. Wie kommt es, daß sie, gerade sie überall nun wie Heroen aus der homerischen Epenwelt angestaunt, wie heimlehrende Sieger, wie stolze Bringer erföhnten.

Heißumjubelt werden? Als die drei Polengenerale durch Europa zogen, riefen sie zum Kampf wider Tyrannenmacht. Als Garibaldi sich den Völkern zeigte, gab er sich nicht als Besiegten, der dem Walten des Schicksals weiche. Ist die Menschheit so edel geworden, so bewundernswerth edel, daß aufflackerndes Rechtsgefühl ihr ganzes Sinnen in Flammen setzt? Ist, nach dem Wort des grazer Spazirgängers, Freiheit wieder „die große Lösung, deren Klang durchjauchzt die Welt“? Glücklich, wer Solches zu glauben vermag. Der kleine Christian Dewet aber, den keine Maske täuscht, hat in Brüssel gesagt: „Wenn ich überall diese Begeisterung sehe, muß ich mich fragen: Warum hat man nicht für uns Partei ergriffen? Warum wird uns kein ernstes Opfer?“

Im April 1864 kam Garibaldi nach England. Sybel erzählt: „Der berühmte Held nationaler Freiheit wurde von einem unermesslichen Ausbruch populärer Begeisterung empfangen, an dem alle Stände sich mit lärmendem Wettstreit betheiligten. Wo er sich zeigte, war er von jauchzenden Volksmassen umgeben; Lords und Commons drängten heran, um ihre Verehrung zu bezeugen; selbst der Prinz von Wales machte ihm sehr unbedachtsamer Weise einen Besuch. Einen Augenblick war Garibaldi der Abgott des englischen Volkes und der Löwe der englischen Gesellschaft.“ Dieses Jubelgeheul der Massen ärgerte Louis Napoleon, der in Garibaldi nicht ohne Grund einen gefährlichen Feind sah; und als das Uergerniß gar zu groß wurde, mußte Palmerston dem unbequemen Gast die Heimkehr nach Caprera empfehlen. Eduard der Siebente, der damals Prinz von Wales hieß, hat sich als König wohl der geräuschvollen Lenztage erinnert. Aber Garibaldi war ein Rebelle, der gegen Pius und Napoleon die Massen aufrief; und Botha, Dewet, Delarey waren schon britische Unterthanen. Sie mußten ihre Wunden vor der Menge entblößen und in Worten malen, was sie vollbracht, geopfert, erlitten haben. Als Bettler zogen sie durch die Städte; und wer betteln geht, darf dem Reichen die Schmeichelrede nicht weigern. Wir spotteten darüber, daß sie unter Holländern Holländer, Vlamen unter Vlamen waren, in Paris sich ihres französischen, in Berlin ihres deutschen Blutes rühmten. War's ihre Schuld, daß sie so schnell gelernt hatten, wie man den Beifall herauslockt? Dem flüchtig Hinhorchenden klang ihre Rede noch schlicht; doch ein helles Gehör merkte schon, daß die Wirkung



berechnet, der Applaus herbeigewinkt wurde. Die drei Männer wußten, daß der Saal erbebt, wenn sie vom Massengrab wehrloser Frauen sprechen, des kleinen Volkes gedenken, das die Freiheit höher schätzt als das Leben, oder mit schelmischem Blinzeln rufen, der Anblick solcher stattlichen Europäerversammlungsschreie sie mehr als im Felde des Feindes zehnfache, hundertfache Uebermacht. Noch enttäuschen sie nicht, wirken sie ungefähr so, wie der nüchterne Kenner kluger Bauern sie sich vorgestellt hat; auf die Dauer aber konnten auch sie dem Schicksal des Gewohnheitredners nicht entkommen. Sie sind aus ihrem Wurzelboden gerissen und vor eine Aufgabe gestellt, die sie zu leiser Unwahrhaftigkeit zwingt. Wenn sie durch Europa zogen, mußten sie als Agitatoren auftreten, Englands Schande in grellen Farben malen und die Leidenschaft schüren, bis sie in sengenden Flammen aufschlug; dann war vielleicht Geld zu haben. Was ihnen gespendet wurde, war, in Berlin wie in Paris, ein Almosen, das die Mähen nur spärlich lohnte; in zwei Stunden hätte die londoner City, wenn sie um Hilfe ersucht worden wäre, zehnmal mehr aufgebracht, als die Burenfreunde des Festlandes in zwei Monaten zusammenzuscharren vermochten. Und in die ganze Veranstaltung kam ein widriger Unernst. Die Bettelnden mußten verschweigen, was sie am Liebsten laut ausgesprochen hätten, und, um die Zufallshörer günstig zu stimmen, Wortspitzchen suchen und nach Witzchen haschen: die selben Männer, die Haus und Herd hinter sich ließen, um ihres Volkes starker Lebenskraft aus der Fremde stärkende Nahrung zu holen. Helden hieß man sie, schien von der Tragik ihres Geschicks im Innersten ergriffen und zwang sie ohne Scham, nach jeder Trauersfeier eine Stunde lang ihren Namen auf Postkarten zu schreiben. Das thaten „tief bewegte Patrioten“. Nichts für Dewet.

Damals sagte ich hier: „Im Grunde wars wieder ein Fest; kein höfisches diesmal, sondern ein volksthümliches für den kleinen Mann und den Mittelbürger. Viel gutes Gefühl wurde mitgebracht, Helbenbewunderung, die seit Margens Tagen verschollen schien; und der Jubelruf klang manchmal lauter als bei Viktor Emanuel, Alfred Waldersee und dem Sühneprinzen. Bauern, die schnöde Goldgler schmutziger Krämer in den Kampf um die Freiheit trieb, Bauern, die gezeigt haben, daß man auch ohne Goldtressen und Stiel ein glücklicher Feldherr, ein tapferer Offizier sein

kann, Republikaner, die zäh an der Scholle hängen und mit der Bibel außs Schlachtfeld ziehen: daß ganze Gespensterheer alter Menschheitsideale wurde in den Hirnen mobil. Und man konnte nebenbei noch beweisen, daß man sich nicht irren, nicht durch Kabinetsordre aus der einmal gewählten Richtung bringen ließ. Wir schwanken nicht auf Befehl ein, wie die Rekruten, wir nicht! Die oben sollen ihr blaues Wunder erleben. Hoch Dewet! Wir sind freie deutsche Männer und haben das Recht, Hurra zu schreien, wann es und wo uns beliebt . . . Man konnte es billig beweisen. Kein ernstes Opfer wurde verlangt, keine Unbequemlichkeit auch nur; und von Tausenden dachte Keiner daran, für die Gefeierten irgendeins seiner heiligsten Güter zu wagen. Selbst auf den Höhepunkten des Festes, in der Philharmonie, bröhnte der Lärm nur wie im Schauspielhaus nach einem padenden Ausritt; vielleicht noch dünner, denn man war diplomatisch und wollte „Sattlosigkeiten“ um jeden Preis meiden. Als ein Empörter, halb laut nur, nach einer Schilderung britischer Humanität, „Mordbrenner!“ rief, steckte Alles scheu die Köpfe zusammen. Psst! Wie unvorsichtig! Politis giebt's hier nicht. Das Gescheiteste war, die Engländer ganz aus dem Spiel zu lassen und zu thun, als säßen auf der Estrade Lederstrumpf und seine Gefährten aus Coopers ferner Heldenwelt. Nur: Bauernschlauheit läßt sich nicht leicht blenden. Wenn die Generale wieder den Kittel tragen, werden sie berichten: Da drüben wohnt wunderliches Volk; Jeder stellt sich, als wolle er uns vor heißer Liebe zerdrücken, und hat schließlich nur einen Beilerpfennig für unsere Noth. Auf diese Zärtlichkeit dürfen wir keine Hütte bauen. Die Engländer lieben uns ja auch, ziehen den Hut vor uns und schreien den Ruhm des Besiegten über die Dächer. Werden wir noch einmal stark, dann wollen wir's wieder wagen, auf Anderer Hilfe aber lieber nicht hoffen . . . Die Menschheit ist seit vorgestern nicht so wundervoll edel geworden, daß auffladernbes Rechtsgefühl ihr ganzes Sinnen in Flammen setzt. Aber sie hat ein schlechtes Gewissen, in Drury Lane wie in der Philharmonie. Sie trägt auf der Lippe Lehren, zu denen ihr Handeln sich niemals bekennt, und spreizt sich mit idealen Forderungen, die honoriert werden, wenn Ostern und Pfingsten auf einen Tag fallen.“

Heute erst reißt aus der Saat des Wahnes die Frucht. Vor dreizehn Jahren hatte das Bewußtsein, nicht, einmal nicht, „Ordre

zu pariren“, die Freude gewürzt. Den Burenführern war gesagt worden, der Deutsche Kaiser werde sie empfangen, wenn sie sich verpflichteten, scharfe Rede gegen England zu meiden, und der Botschafter des Britenkönigs bereit sei, sie ins Schloß einzuführen. Dessen Schirm wollten die Drei aber erst erbitten, wenn der Audienztag bestimmt, eine Ablehnung, wie der alte Krüger sie in Berlin erlebt hatte, nicht mehr zu fürchten war. Da selbsteigste Gewißheit nicht erlangbar wurde, blieben sie stumm; und in den Zeitungen stand: „Die Behörden werden von der Anwesenheit der Burengenerale nicht Notiz nehmen und der Empfangsaussschuß ist ersucht worden, dafür zu sorgen, daß die drei Herren vom Bahnhof nicht durchs Brandenburger Thor in die Stadt fahren.“ Ein Schauerwindchen, das im Glas den Wasserrand kräuselt. „Nun erst recht! Kein Gebot hemmt die Stimme des Herzens. Immer feste druff!“ (Nur die herrliche Wortfolge ist noch nicht geprägt.) Ertrag: die zweite, die dritte Enttäuschung der Buren. Aus Deutschland, murren sie, ist für uns Nahrung nicht zu holen; eine Nothwendigkeit sollte, nach dem Wort des Staatssekretärs Marschall, die Unabhängigkeit der Republiken am Vaal und am Oranje sein:

in der Kriegskälte aber blieben wir einsam und sind noch jetzt, als Abhängige, da fast geächtet, wo Britanniens Huldbrief uns nicht hoher Gnade empfiehlt. Diese Stimmung schlauer Einsicht hat England gewollt. Eduards behende Mäckerkunst entrunzelt die Bauernstirnen und eint das Kapland, Natal, Transvaal und den Oranjestaat in einen Vierbund, der, unter dem Namen Südafrikanische Union und einem vom Ringernannten Statthalter, selbständig, in Verwaltung und Gesetzgebung von der Schutzmacht frei wird. Gladstones Sohn ist der erste Statthalter, Louis Botha der Ministerpräsident der Union. Ihr Hirn und ihr Schwert. Der Mann, der vor Ladysmith, bei Colenso, am Spionkop die Landsmannschaft gegen French, Roberts, Kitchener geführt hat. Lustig blickte er in den Philharmoniesaal; nahm den goldenen Kranz und fügte die Spenderin. Sah er den Weg schon, der sich ihm aufthat? Was der Jüngling ersehnte, hat der Fünfziger in Fülle. Mit dem Staatsgebiet muß die Afrikanerfreiheit wachsen. Die Union wird ein Kanada. Wer denkt noch an Paul Krüger und Lukas Meyer, als dessen Adjutant Botha ins Feld zog? Von ihm ward alle Verheißung erfüllt. Den mit grauem Kopf noch sinken Dewet, der die Stunde bri-

tischer Bedrängniß zu Rebellion nützen wollte, hat er unsanft gezüchtigt; die deutsche Nachbarcolonie umklammert, der Union eingefügt und den Wunsch gekündet, bald, wenn ihn die Heimath für eine Weile entbehren könne, neben dem Marschall French in Flandern gegen die Deutschen zu sechten. Weil er sie haßt? Dem derben Menschen nußbarer Wirklichkeit färbte Gefühl nie den Willen. Weil er nicht erleben möchte, daß die Deutschen die von ihm eroberte Colonie, die er, nach englischem Vorschlag, Botha-Land taufen dürfte, mit gewaffneter Hand zurückfordern. Denn in jeder ihr nicht ganz günstigen Friedensverhandlung wird Britannia sprechen: „Ueber Südwestafrika habe ich nicht zu verfügen. Darüber müssen Sie, wie über Samoa mit Australien, sich mit der Südafrikanischen Union verständigen.“ Deshalb, jetzt schon, die laute Behauptung, nur burische Truppen seien von Pretoria dem Bundesfeldherrn nach Windhuk gefolgt. Heute erst reißt aus der Saat des Wahnes die bittere Frucht. 1900: Frankreichs Britenhaß speit der greisen Königin Victoria Schimpf ins Antlitz und umjubelt Krügers Legaten Leyds; Alldeutschlands Männer und Weiber verschwistern sich den Buren. 1914: „Und blieben Jren, Araber, Jnder still: die in Vereeniging listig Ueberrumpelten lösen sich aus dem Joch, sobald wir England bedrängen.“ 1915: Bothas Einzug in Windhuk. Gerechte Freude an deutscher Kraft darf nicht in Selbstvergottung lullen; auf keinem Hügel die Erkenntniß wehren, daß der Pfad deutscher Politik nicht von nüchterner Weisheit erwählt ward.

„Von Erbrechtes wegen gebührt uns Nama-, Damara- und Owambo-Land.“ Längst vor dem Europäerkrieg war an der Windsee solches Burengeknurr zu hören. Nach den Portugiesen, die Indien suchten, waren Holländer an der Südwestküste gelandet. Im achtzehnten Jahrhundert ging Van der Merwe als Menschenjäger tief in den Busch; erkletterte Jakob Cohee einen Tafelberg, um hinter der Kaplandsgrenze, am Nordufer des Großen Flusses, Elefanten zu schießen; drangen Piet Brandt und Wilhelm van Keenen bis an die Walfischbai vor. Daß auch Franzosen und Schweden, Briten und Schotten dort forschten und birschten, Wege bahnten und Hütten bauten, braucht man nicht zu erwähnen. Im Anfang, heißt's, war der Bur (in dessen Adern oft Romanenblut pulst). Weil er hart ist, gehorchen die Neger seinem Wink. Vor seiner anschnieg samen Verschmiztheit beugen sich

grinsend die Hottentoten. Noch dem pfeffig kühnen, auf seine Weise edlen Feldkornet Jakob Morenga war Dewet das leuchtende Vorbild. Was aber hat der Bur für das Land und dessen Menschheit gethan? Der mag er morgen zurufen, nie wieder werde der zuvor schon aus Togo und Kamerun gejagte Deutsche in Macht an die Westküste zurückkehren: die stumpfsten Dunkelhäuter wissen, wer das Sandmeer gebämmt, Eisenstränge gelegt, dem Handel die Straße gepflastert, die Edelsteinindustrie vernünftig geordnet hat. Entrissenes Land? In dem Streit über Ungra Pequena sprach Bismarck: „Denken Sie an die Geschichte der holländischen Kolonien! Welche ups and downs haben Sie gehabt! Die Holländer hatten Ostindien und Brasilien, verloren Beides, haben aber noch heute eine Kolonialmacht, die an Ausdehnung und Einwohnerzahl das ganze Königreich der Niederlande übertrifft. Da sehen Sie, daß germanische Zähigkeit schließlich doch ans richtige Ziel kommt, auch wenn sie inzwischen Ceylon, Ostindien, Brasilien und die Kapstadt verloren hat; mancher ehrliche Holländer ist dabei von Wilden und von ausländischen Feinden, gegen die er zu kämpfen hatte, erschossen und erschlagen worden. Sehen nun die Gesinnungsgegnossen des Herrn Bamberger bei der oberdeutschen Nation weniger Zähigkeit, Tapferkeit, Beharrlichkeit voraus als bei der niederdeutschen?“ Dann hätten sie geirrt. General Botha mag sich im Glanz der Orden und des Pathenruhmes weiden, die De Beers-Company froh sein, daß der deutsche Wettbewerb aufhört und sie in Allmacht nun auf dem Diamantenmarkt herrscht: wir dürfen hoffen, dieses Leides Ende zu schauen. Das Blaugrundeden wäre zu verschmerzen; die Kolonie, die zwei Drittel einer Milliarde in Kriegsbrunst verprasseln ließ und aus der das Zufallsstichwort zu einem Wahlkampf kam, ist nicht unerföhlich, nicht ein um jeden Preis einzulösendes Pfand. Südwest muß wieder deutsch werden, weil ein Strom deutschen Blutes seine Durstfelder gedüngt hat. Denket an Botha-Land! Der Name birgt zwei warnende Erinnerungen an Reichswirrnüß, die niemals wieder werden darf.

#### Klabbe.

Neuer Irrthum riecht nicht so schimmelig wie alter; verleitet vielleicht aber in noch ärgeren Schaden. Tag vor Tag werden die Balkanstaaten vor Rußlands Absicht auf Konstantinopel gewarnt;

wird ihnen, allen und jedem, ins Ohr geschrien, daß sie verloren wären, wenn der Weiße Zar am Bosporus eine dritte Hauptstadt hätte. Wer auf diese Botschaft die Hoffnung baute, kann morgen Schutt heimkarren. Hunderimal ist den fünf Königen, ist zwanzig Ministern der Balkanreiche von Nikola's Leuten gesagt worden: „Mein erhabener Herrscher fordert die Oeffnung, die Internationalisirung (ein an der Sngerbrde gewachsenes Wort), nicht die Beherrschung der Meerengen; die Enttrkung, nicht die Verruffung Konstantinopels.“ Auch wenn sie nicht feierlich von dem Vierbund verbürgt wäre, fände die Kunde Glauben: weil sie nur wiederholt, was fünfundachtzig Jahre lang in russischen Staatschriften ausgesprochen ward. Von dem Wunsch Peters und Katharinens, daß Russenreich bis an die Dardanelstrae zu recken, hat sich schon Graf Nesselrode geschieden. An den Großfürsten Konstantin schrieb er (am zwölften Februar 1830): „Der Zweck unseres Verhältnisses zu der Türkei hat sich seit dem Vertrag von Adrianopel und der Wiederherstellung unseres Friedens mit dem Groherrn nicht geändert. Wir konnten unser Heer nach Konstantinopel schicken und den Trkenstaat vernichten. Keine Macht hätte sich uns entgegen- gestemmt, keine nahe Gefahr uns bedroht, wenn die europäische Osmanenherrschaft unserem Streich, dem letzten, erlegen wäre. Nach der Ueberzeugung des Kaisers war's aber klger, sie fortwhren zu lassen; wenn die Monarchie, die sich nur noch unter Rußlands Schuß halten kann, also Rußlands Wünsche erfüllen muß, weiterlebt, sind, nach seiner Meinung, unsere politischen und wirthschaftlichen Interessen besser gewahrt, als sie nach irgendeiner Besitzrechtswandlung wären. Die zwänge uns, durch neue Eroberung unsere Grenzen allzu weit vorzurücken oder die Türkei durch Staaten zu ersetzen, die schnell trachten würden, an Macht und Gesittung, Gewerbekraft und Vermögen uns ähnlich zu werden. Diese Grundüberzeugung Seiner Majestät bestimmt heute unser Verhältniß zu der Hohen Pforte.“ Die Ueberzeugung des Ministers, der sie dem Zaren Nikolai mühsam eingetrichtert und später die Dardanellensperre als einen wichtigen Gewinn seiner Staatsweisheit gerühmt hat. Als Nikolai Pawlowitsch fünfundzwanzig Jahre auf dem Thron verwittert hatte, la er in der Festschrift seines Kanzlers die Süße: „Zweimal schlen dem vom Ehrgeiz eines rebellischen Lehnsmannes bedrohten Osmanenreich der Zer-

fall unabwendbar. Seine Rettung hatte es, in beiden Fällen, dem entscheidenden Eingriff Eurer Majestät zu danken. Die erste der beiden Krisen bot der Welt ein in aller Geschichte niemals noch erschautes Bild: als Befreier lagerten russische Krieger an den Ufern des Bosporus, gegenüber der Hauptstadt, die so oft, die erst jüngst wieder vor ihnen gebebt hatte. Der zweite Vorgang glänzte nicht so ins Weite, brachte aber leichter münzbaren Ertrag. Die neue Arabermacht, die Rußlands Feinde auf den Platz des morschen Osmanenreiches setzen und später als Brückenkopf gegen uns benutzen wollten, wurde aus Syrien nach Egypten, in feste Grenzen, gedrängt. Der Vertrag von Hunklar-Isskelessi wurde, zum Schein, entkräftet; lebt aber, trotz dem Widerspruch Frankreichs und Englands, unter anderer Worthülse fort. Daß von allen Mächten gebilligte Abkommen, das fremden Kriegsschiffen die Einfahrt in die Dardanellen verbietet, schützt uns fortan vor jedem Flottenangriff. Und unsere behutsame Schlichtung der Orientwirren bescherte noch ein bedeutungsvolles Ergebnis: die Lösung des franko-britischen Bündnisses, das uns feindlich und jeder konservativen Regierung gefährlich gewesen war. Unter den Whigs hatte es sich, 1840, gelodert, war von den Tories dann aber fester geknüpft worden und hatte, unter dem Prunknamen Entente Cordiale, sein Scheinleben hingefristet.\* So spricht, zum zweiten Nikolai, Herr Sasonow nicht. Doch lauter als Nesselrode hat er, hat sogar Iswolstij überall gesagt: „Konstantinopel soll Freie Stadt werden.“

Wird dieses Sehnen gestillt und Mohammeds Moschee endlich wieder dem HELLAND des OSTENS geweiht? Oeffentlicher Meinung, wie von vor. Nicht Jäger, nicht Welkhaare, doch Jägergerüche, noch, soll die Gewißheit den Himmel heitern. Aus Odessa wird Massenblätter gemeldet, die Vetter der größten Schifffahrtsgesellschaft seien nach Japan, Amerika, England gereist, um Dampfer zu bestellen, die Rußland, nach der Meerengenöffnung, für den Verkehr mit Ost und West brauchen werde. Eisen und Stahl sei theuer, jede Werft mit Arbeit für den Krieg überlastet, rasche Lieferung um keinen Preis zu erlangen. Doch England habe so viele deutsche Schiffe in seinen Häfen, daß es dem russischen Freund aus jeder Tonnage noth helfen könne. Wer ohne Arg lieft, muß glauben, daß Rüstungsschloß sei mindestens halb schon durchseilt und der Herbstfahrplan für die Handelsflotte fertig. Warum aber, wenn das Goldhorn im

Morgenlicht solcher Hoffnung gleißt, die Demüthigung vor den drei in Südost noch Neutralen, die neben dem Gossudar aller Russen doch nur Knirpse sind? Warum wird Bulgarien umschmeichelt, gescholten, in die Slawenhölle verflucht? Weil es den Meerriegel sprengen könnte, der noch nicht weichen will. Professor Miljukow, Mitglied der Reichsduma und Leiter des „Rjetsch“, warnt die Schreiberzunft vor rauhem Verruf der Bulgaren (die er aus seiner sotsioter Dozentenzeit kennt). „Unsere Bundesgenossen rütteln kräftig an dem Dardanellengitter, weil die Oeffnung unsere Valuta bessern und die Rüstung unseres Heeres erleichtern würde. Wir können sie nur durch kluge Diplomatie unterstützen; sollten uns aber hüten, die Bulgaren schon schnöden Verrathes zu zeihen. Nicht um Königsränke handelt sich jetzt, sondern um den Willen des Volkes. Die uns feindliche Partei weist auf das galizische Mißgeschick des Russenheeres und behauptet, Deutsch-önd's Türkenbürgschaft biete stärkere Sicherheit als Rußlands Serbenasssekuranz. Was die Türkei verspreche, werde das Deutsche Reich für Bulgarien erlangen; ob petrograder Druck die Serben zum Verzicht auf Makedonien zwingen könne, sei ungewiß. Diesen Zweifel müssen wir entwurzeln, statt die Zweifler zu schimpfen. Das Wirksamste wäre, im Einverständniß mit Serbien die von ihm den Bulgaren zugesagten Theile Makedoniens von einer kleinen englischen oder russischen Truppe besetzen zu lassen. Dann wüßten die Bulgaren, daß sie das Versprochene erhalten.“ Serbiens Hauptgewinn aus den Balkankriegen, die Grenzlinie Enos-Midia: fehlt nur noch Drama-Kawala, das Saksstück aus Griechenlands Beute. Wenn die beiden Nikolai, der Zar und der Generalissimus (der Schwager des Serbenkönigs), sich entschließen, für Bulgariens Hilfe so hohen Preis zu zahlen, und obendrein die Bittstellersmühe nicht scheuen, kann ihr Glaube an die Thatkraft der großmächtigen Sozien nicht ehern sein.

Ehe der alte Wunsch erfüllt ist oder noch einmal bestatet werden muß, wird, nach Menschenermessen, Rußland sich nicht in Friedensschluß bequemen. Trotz der guten Post, die von den Ostfronten kommt, dürfen wir nicht in Trugspiegelung gleiten; dürfen noch nicht, wenn Warschau, Brest-Litowsk, Riga gefallen wären. Und Frankreich? „Unsere Krieger, unsere Bürger, unsere Frauen: Alle haben, ohne Ausnahme, klar erkannt, daß an den schwer hinschleichenden Minuten dieses grausamen Krieges nicht nur die Ehre, sondern die Zukunft, die Lebensmöglichkeit unserer



Rasse hängt. Wir haben den Willen zum Sieg und die Gewißheit, ihn zu erstreiten. Wir vertrauen unserer Kraft, der Genossenhilfe und unserem Recht. Der Feind hüte sich vor Selbsttäuschung! Ein erwinfelter, undichter Friede, der ruhlos zu durchfiebernde Waffenstillstand zwischen einem abgefürzten und einem noch gräßlicheren Krieg ist nicht unseres Wunsches Ziel. Ganz Frankreich ist, da der Manneston der Marseillaise ihm klang, erschauernd aufgestanden; soll es morgen von neuem Angriff bedroht, wieder in Lebensfährniß gerissen werden? Nein! Die Männer sonst geschiedener, jezt enggeschaarter Altersfolgen, die ein Heldenheer bilden und alltäglich Ruhmesglanz schaffen, die Familien, die ohne Klage ihr Liebste dem Vaterland opferten und ihre Trauer wie Glorie tragen, wollten nicht des Landes Abdankung, seinen Verzicht auf freie Selbstbestimmung vorbereiten. Nicht, um in Schmach zu leben und, bald, in Reue zu sterben, hat Frankreichs Volk dem furchtbaren Ansturm der Deutschen getroht, den linken Flügel des gebändigten Feindesheeres von der Marne an den Vser zurückgeworfen und, nun ein Jahr schon, Wunder an Größe und Schönheit gewirkt. Nicht oft genug aber können wir wiederholen: Nur sittliche Kraft und Ausdauer sichert den endgiltigen Sieg. Alle Gewalt unseres Willens und Vermögens müssen wir, Staat und Einzelne, in den einen Gedanken, den einen Entschluß ballen: den Krieg, mag er noch so lang werden, zu führen, bis der Feind völlig geschlagen, der Alb deutscher Weltherrschsucht von Europa gewichen ist. Schon röthet der Ruhmestag, von dem unsere Volkshymne singt, den Himmel. In Andacht stehen wir vor der That der Nation. Ihr heiliges Werk muß sich, wird sich vollenden. Dem Sieg und der Gerechtigkeit bahnt es den Weg.“ So hat, vor dem Erdenrest des Marseillaisefängers Rouget de Lisle, der nun im Invalidendom ruht, am Nationalfesttag der Präsident der Französischen Republik gesprochen. Er weiß, daß der Freund in Ost fürs Erste lahm ist; keinem Franzosen ist's gehehlt worden. Alle eint dennoch das Gelübde: „Krieg, und währe er noch so lange, bis in die Sonne endgiltigen Sieges!“ Ist's würdig, des Redners, der Hörer zu spotten? Sie haben, im zwölften Kriegsmonat noch einmal ihr Ziel entzückt. Der Versuch, mit schmaßendem Wort es ihnen zu verleiden, wäre schmähtlich; und nutzlos. Aus veredelter Rede hafte ein Satz: Nur sittliche Kraft und Ausdauer sichert den Sieg.

## Vom hohen Berg.

**A**u den Dingen, die im Krieg nicht „gestreckt“ werden, gehört das Reisen. Berufene Federn haben erörtert, wie die Verengung des Reisehorizontes eine Vertiefung des Reisezweckes bewirken wird, wie wir zahllose Herrlichkeiten des Vaterlandes entdecken werden, die wir zuvor vernachlässigten, um den Bäderkürsternen des Auslandes nachzujagen.

Aber jenseits von solchen Betrachtungen liegt eine andere, die vom Reisezweck auf die Reisenothwendigkeit übergreift und über der Behaglichkeit einer Sommerfrische, über der Sehenswürdigkeit von unterwegs ein erhöhtes Ziel wahrnimmt. Auf dem Grunde dieser Betrachtung liegt ein Lebensproblem, das an die tiefsten Geheimnisse der erlebenden und empfindenden Seele rührt. Man kann ihm nur nahkommen, wenn man zwei Gedankengänge einschlägt, deren Ergebnisse, scheinbar unabhängig von einander, dennoch auf einander wirken wie die Pole einer Batterie. Zwischen ihnen wird plötzlich mit großer Leuchtkraft ein Funke der Erkenntnis überschlagen.

Wir stellen uns zuerst eine Gebirgsreise vor. Ein Gefühl der Romantik klingt in uns auf. Die Höhe, als die dritte Dimension, tritt in unsere Erfahrung, die sich sonst im Dunskreis des Alltages ausschließlich als ein Gebilde der Fläche entwickelt. Die Bergwelt bricht diesen Bann. Indem sie uns die dritte Dimension zum Einfühlen, Höhe und Tiefe zum Durchkosten liefert, löst sie in uns die eigene Körperlichkeit, die danach verlangte, sich aus planimetrischer Gefangenschaft zu befreien. Die Welt des Erlebens, die da unten ein Bild war, empfängt Relief, erscheint uns plötzlich wie ein körperhaftes Kunstwerk, in dessen Abmessungen wir unsere Leiblichkeit wiedererkennen. Was uns an einem großartigen Bauwerk, an einem himmelstrebenden Dom im Innersten ergreift, ist, auf die Grundformel gebracht, die Ueberwindung der Schwerkraft. Wenn wir selbst steigen, selbst den Bruch mit der drückenden Verordnung der Erdschwere vollziehen, durchstrahlt jene Kunstempfindung unseren ganzen Organismus. Wir blicken auf den Flächenmenschen, wie Dieser auf seinen eigenen Schatten. Es ist das kosmische Gefühl der vollendeten Raumerfassung, was wir sonst mit dichterischen Umschreibungen als Schönheit der Gebirgswelt, als Ausblick, Rundblick und Panorama preisen.

In den zweiten Gedankengang biegen wir mit der Frage ein, ob wir denn ein Organ besitzen, das den Raum unmittelbar zu er-

fassen vermag. Die Antwort scheint sich von selbst zu ergeben: unsere gesammte Leiblichkeit, insbesondere der Tastsinn, und das Auge (so meint man wohl obenhin) stellen hierfür die geeigneten Werkzeuge. Das aber wäre ein Trugschluß, der den Raum als solchen mit Dem verwechselt, was ihn erfüllt. Hier nämlich, wo es sich wirklich nur um die Dimension handelt, versagen jene Sinne völlig; sie besitzen nicht die Fähigkeit, den reinen Raum wahrzunehmen, und wenn sie dem Verstand erzählen, was sie davon wahrgenommen haben, so liefern sie ihm nur dürftige Uebersetzungen, nicht das Original selbst.

Aber ein anderes Organ tritt mit einem neuen Anspruch hervor: das Ohr. Es meldet sich mit der seltsamen Behauptung, daß es im Stande sei, den Raum sinnlich zu erfassen und ihn dem Menschen originalgetreu zu übermitteln. Wenn Du beim Reisen, beim Steigen ein Lustgefühl spürst, so redet das Ohr zur Persönlichkeit; wenn Du Dich in den Raum wirfst und zugleich den Raum als ein Durchfluthendes in Dich aufnimmst, so liegen die Wurzeln dieser Lust ganz anderswo, als Du vermutest: nicht im Auge, das Dir kinematographische Bilder abrollt, nicht in der Uebersetzung, die Dir Kilometer vorrechnet, sondern im Ohr, als dem einzigen Raum-Organ, das Dir die Natur verliehen hat.

Ist der Raum also hörbar? Nicht zu sehen, aber zu erhören? Wir werden uns wohl entschließen müssen, Dies anzunehmen, seitdem einer der schwierigsten und scharfsinnigsten Thierversuche das Labyrinth im Ohr als den wahren und einzigen Sitz der Raumempfindung über jeden Zweifel hinaus ausgezeigt hat. Kein anderes Organ vermag mit ähnlicher Leistung dem Ohr auf seiner Wanderung zu folgen. Und da das Ohr auf der Wanderung auch hört, die Weltgeräusche in sich aufnimmt, so ergänzen wir: Das Reisen, insonderheit das Reisen zur Höhe ist ein symphonisches Erlebnis. Jenseits von den durch grobe Meßwerkzeuge erkundbaren Klängen giebt es ein kosmisches Rauschen, das sich der Tiefe des Gehörs ankündet und von ihm als eine Raumbildung verarbeitet wird. Dem Lichte des Weltalls verwandt, ist dieses Weltgetön eine Grundbedingung unseres Daseins. Und unser Trieb, den Ort zu wechseln, uns in die Höhe zu schwingen, ist im Tiefsten nur die Sehnsucht nach jenem himmlischen Konzert, das auf den drei Dimensionen des Raumes spielt.

Goethe hat Das gewußt und sein Wissen in Hörbildern und Sehslängen niedergelegt: „Die Sonne tönt nach alter Weise“. „Welch Getöse bringt das Licht!“ Was seiner Zeit Geheimwissen war, könnte dereinst Weltkunde werden. In's Hochgebirge reisen

heißt: dem tönenden Licht zustreben! Unabhängig von Faune, Mode und Zerstreuungbedürfnis ist es eine Lebensnothwendigkeit, die sich auf einer gewissen Stufe der Organisirung unter allen Umständen durchsetzt.

Sie wird aber einst ihre unbefiegliehe Kraft nicht nur an Einzelwesen erproben, sondern an Gemeinschaften. Heute fragt der banggestimmte Rest der Weltbürgerlichkeit, ob es wohl überhaupt noch möglich sei, die zersplitterten Scherben der Internationalität, der Weltwissenschaft, der Weltkunst wieder zur Einheit zu fügen. Der hohe Berg weiß die tröstliche Antwort. Nicht für heute, nicht für die Kriegsdauer, aber für die Friedenszukunft. Die Welt, die Internationalität und der hohe Berg können warten. Er bietet keinen allzu breiten Aufenthalt auf seiner bedorugten Spitze; desto sicherer weiß er, daß sich auf ihr Alle zusammenfinden werden, auf die es ankommt. Und bei ihnen wird ein moderner Zarathustra stehen, mit einer modernen Bergrede, wenn auch Philosophen umlernen können.

Denn Nießches Gesandter durfte sprechen: „Wer auf die höchsten Berge steigt, Der lacht über alle Trauer-Spiele und Trauer-Erulte.“ Der neue Zarathustra wird nicht lachen noch weinen, allenfalls lächeln über die Kurzsichtigen, die sorgenvoll meinen, ein Fluß der Entwicklung lasse sich mit irgendeiner trennenden Scheere entzweischneiden; dem Wanderburschen an Einsicht vergleichbar, der auf dem Riesengebirge die Elbquelle mit der hohlen Hand aufhieß und dabei rief: Was werden sich Die in Hamburg wundern, wenn dort die Elbe ausbleibt!

Der neue Zarathustra wird sagen: Dem Trieb nach Raumerfassung und der Sehnsucht nach dem Klingen des Weltalls gehorchen sie, Alle, die hier heraufkommen. Die nach alter Weise tönende Sonne hat sie emporgezogen; und die Sonne ist international.

Dieser Franzose, Engländer, Russe, Italiener wollte nicht mehr nach Deutschland; sie werden den Weg dahin wiederfinden, nachdem sie den Weg hier herauf gefunden haben. Eine Stimmung beherrscht hier Alle. Gleichgiltig ist, ob der Gipfel Pilatus heißt oder Hornergrat oder sonstwie. Wesentlich, daß er ein Gipfel ist, der über flächenhaftes Getriebe und flächenhaftes Denken hinausragt.

Von den Firnen und Gletschern dort drüben lösen sich Wildbäche, die zu Strömen werden und der großen Fluth zufließen, die wiederum verdampft und dem hohen Berg ihren Wolkengruß sendet. Und in den ewigen Kreislauf, der keinen Anfang kennt und

kein Ende, der alle Grenzen auflöscht, fühlt sich der Hochwanderer unmittelbar eingesponnen.

Allem Weltgefehligen fühlt er sich näher. Er braucht nicht den Wortlaut der Gesetze Keplers zu kennen noch die Himmelsmechanik der Kopernikus, Newton, Kant, Laplace zu verstehen; aber er spürt, daß sich hier das Unbegreifliche mit dem Begreifenen mengt und daß Internationales am Werke sein mußte, um das Begriffene zu schaffen. Das spürt er auf dem hohen Berge, wo er dem Weltgeist näher ist als in der Tiefe.

Nichtsches Zarathustra durfte sagen: „Ich bin ein Wanderer und ein Bergsteiger; und was mir nun auch noch als Schicksal und Erlebnis komme, — ein Wandern wird darin sein und ein Bergsteigen: man erlebt endlich nur sich selber.“ Unser Höhenmensch weiß und fühlt es anders. Er steigt auf den hohen Berg, um sich selber, aber auch (und Dies wird zur Hauptsache), um in sich die Menschheit zu erleben.

Charlottenburg.

Alexander Moszkowski.



## Still = Leben.

Durch Bäume dringt ein leiser Ton,  
Die Blätter hört man rauschen schon,  
Da zieht er her die breite Bahn,  
Ein altes Städtlein hängt daran.

Mit Thürmen, Linden, Burg und Thor,  
Mit Rathhaus, Markt und Kirchenchor;  
So schwimmt denn auf dem grünen Rhein  
Der goldne Nachmittag herein.

Im Erkerhäuschen den Dechant  
Sieht man, den Römer in der Hand,  
Und über ihm sehr stille steht  
Das Fähnlein, da kein Küstchen geht.

Wie still! Nur auf der Klosterau  
Keist fernhin eine alte Frau;  
Im kühlen Schatten nebenan  
Dampf donnerts auf der Kegelbahn.

Gottfried Keller.



## Eine Schwester.\*)

Bei der Haltestelle am großen Lazaret stieg ein ganzer Schwarm Leichtverwundeter in die Trambahn. Einige humpelten an Stöcken, Andere trugen den Arm in der Binde und Einer hatte außer an Arm und Bein auch noch eine Verletzung an der Nase. Aber Alle, auch der dreifach Verwundete, waren in Erwartung des Stadtbummels in freudiger Stimmung. Ihre Lustigkeit äußerte sich in harmlosen Frozeleien, über deren Gelingen sie sich jeweils in kindlicher Freude ergöhten. Ihre Bemerkungen machten sie in gedämpften Ton und immer mit respektvollen Seitenblicken nach einem alten Feldwebel, der am Ende der Bank in eine Zeitung sah und ab und zu mit bärbeißiger Miene ausblifte, jedesmal aber, wenn er wieder hinter dem Blatt verschwunden war, mit innigem Behagen auf die Unterhaltung der Leute horchte.

Der Wagen füllte sich, je näher er dem Stadttinnern kam, immer mehr mit Soldaten und Civilpersonen. An einer Haltestelle stiegen unmittelbar hinter einander ein junger Offizier und eine Rothe-Kreuz-Schwester ein. Die Schwester nahm mit freundlichem Dank den sogleich von einem Soldaten freigemachten Platz ein, wogegen der Offizier, nachdem er dankend abgewinkt hatte, im Wagen stehen blieb. Und zwar stand er der Schwester gerade gegenüber. Durch den großen Andrang fügte es sich übrigens, daß auch einige andere Fahrgäste, mit den Gesichtern nach den Verwundeten, im Gang des Wagens standen.

Der Lieutenant, ein blutjunger Mensch mit einem hübschen, offenen Gesicht, sah in dem allgemeinen Durcheinander mustern über die Leute hin, hob unwillkürlich einen kleinen Rosenstrauß, den er in der einen Hand hielt, an sein Gesicht und hörte im Uebrigen zu, wie ein dicker alter Herr neben ihm den vor ihm sitzenden Soldaten über seine Kriegstaten ausholte. Der Offizier hörte noch die in ärgerlichem Ton hervorgestoßene Antwort des Soldaten: „J'fûmst ham ma vierz'g Franzos'n g'fanga!“ und war eben daran, über den polternden Bescheid herzlich aufzulachen, als sein Blick unwillkürlich auf das Gesicht der Schwester vor ihm fiel.

Sein Lachen erstarb; er sah sie betroffen an. Es war nichts an ihren kräftigen, fast alltäglichen Zügen, das auf etwas Besonderes gedeutet hätte. Und doch lag über diesem Gesicht ein Ausdruck, der ihn mit unbegreiflicher Stärke anzog.

Die Schwester schien, mit leicht zur Seite geneigtem Kopf, der Unterhaltung der Verwundeten zu folgen.

Da es der Lieutenant als unschicklich empfand, ihr Gesicht noch länger zu betrachten, wendete er den Kopf; als er aber nach einen

\*) Aus dem kräftigen (und billigen) Büchlein „Kampf und Lachen“, das, eine Frucht deutscher Verse und Prosaftizzen, bei Reuß & Jtta in Konstanz erscheint.

Weile wieder auf sie niederjah, bemerkte er auf dem Umhang ihres Kleides mit Staunen das Abzeichen des Eisernen Kreuzes.

Der junge Offizier fühlte einen Schauer durch seinen ganzen Körper gehen. Er machte eine so hastige Bewegung, daß die Schwester zu ihm aufjah. Ihre großen, klaren Augen waren mit ruhiger Freundlichkeit auf ihn gerichtet, und weil der Lieutenant noch so jung war, gab er der raschen Regung seines Herzens nach und hielt ihr mit den Worten: „Schwester, was müssen Sie geleistet haben!“ den kleinen Rosenstrauß entgegen.

Das Gesicht der Schwester röthete sich leicht. Sie sah sich mit einem hilflosen, fast verschämten Blick um und öffnete den Mund. Aber dann schwieg sie doch und machte nur, mit einem unsagbar wehmüthigen Lächeln, eine verneinende Geberde. Der Lieutenant kniff in rathloser Verlegenheit die Lippen zusammen und zog die Hand mit dem Strauß zurück. Da schüttelte die Schwester fast unmerklich den Kopf und neigte sich leicht vor. Sie machte eine Bewegung unter ihrem Umhang und ließ den Lieutenant, während sie mit einem entschuldigenden Blick zu ihm ausblidte, ihre Arme sehen. Und da sah er, daß ihr beide Hände fehlten.

Der junge Offizier athmete tief auf und starrte wie abwesend vor sich hin. Wie von weit her hörte er den Schaffner rufen: „Alles besetzt!“ und hörte junge Soldaten herzlich lachen. Um ihn her war ein Kommen und Gehen; Niemand hatte Etwas bemerkt.

Nach einer Weile erhob sich die Schwester. Der Lieutenant riß die Thür vor ihr auf und wollte ihr beim Aussteigen behilflich sein. Aber sie dankte und sagte: „Ich bin immer so froh, wenn es Niemand bemerkt. Die Leute werden ja schon durch so viel Schreckliches geängstigt!“ Sie sagte es mit freundlichem Gesicht und nickte ihm noch im Fortgehen gütig zu.

Und der Lieutenant mit seinem Blumenstrauß in der Hand sah ihr lange nach.

München.

Peter Scher.



## Brot und Geld.

**D**ie deutsche Wirthschaft hat sich als einen lebensfähigen und mit allen Eigenschaften zur Entwickelung ausgestatteten Organismus erwiesen. Bevor diese Erkenntniß reifte, war manches Vorurtheil zu überwinden. Die Möglichkeiten wurden unterschätzt. Weil es nicht gelang, den Kartoffelvorrath richtig zu ermitteln, entstand die Furcht von einer Kartoffelnoth. Das Publikum hatte die Folgen (Preissteigerung und ungenügende Versorgung) zu tragen; und die Verkäufer suchten das falsche Urtheil auszunützen. Nie war Kartoffelmangel: also wars auch unnöthig, besonders viele Schweine zu schlachten, um dem Men-

schen die Kartoffel zu erhalten. Solche Schönheitsfehler mindern den Werth der Gesamtleistung nicht. Als das Schlagwort „Streckung der Getreidevorräthe“ aufkam, hatte das deutsche Volk noch kaum daran gedacht, daß es an Brot sparen müsse; trotzdem man ja wußte, daß es nur noch geringe Zufuhren fremdländischen Brotgetreides gab und daß der deutsche Magen bis zum Kriegsausbruch auch mit russischem und kanadischem Weizen gespeist worden war. In den ersten Monaten des Krieges lebte Alles aus dem Vollen; deshalb war, als Ende Januar 1915 die Beschlagnahme von Getreide und Mehl kam, der größere Theil des Ernteertrages schon aufgezehrt. Der Rest mußte bis in die Zeit neuer Ernte genügen. Ausreichende Versorgung zu angemessenen Preisen: diese Forderung mußte erfüllt werden. Das Ergebnis hat alle Erwartungen übertroffen. Jeder Deutsche hatte Brot. Und beim Abschluß der Jahresrechnung bleibt ein Ueberschuß von 600 000 Doppelcentnern Getreide, der den Verbrauch bis in den Oktober deckt.

Im neuen Erntejahr bleibt natürlich beim Reichsmonopol. Durch die neuen Verordnungen, die für das Jahr 1915/16 gelten sollen, ist die geradlinige Fortsetzung des ersten Programms hergestellt. Nur haben Erfahrung und die Pflicht zur Verlängerung der Geltungsdauer dem Plan einen schärfer gezeichneten Grundriß gegeben. Jetzt erst hat man eine in sich abgeschlossene Verfassung vor sich. Daß das Reich die Verantwortung für die Wohlfahrt der Bevölkerung übernimmt, ist durch die Errichtung einer Reichsinstanz sichtbar gemacht. Die neue Reichsgetreidestelle ist eine Verbindung der Kriegsgetreidegesellschaft m. b. H., die nach der ersten Anordnung als Ausnahme- und Vertheilungsressort für das Getreide waltete, mit einem großen Verwaltungsapparat. Das Kaufmännische und das Bureaukratische sind neben einander gestellt. Sie bilden zusammen die Reichsbehörde. Die geschäftliche Abtheilung hat Direktoren und einen Aufsichtsrath, dessen Vorsitzender zugleich Erstes Mitglied des Direktoriums der Verwaltungsabtheilung ist. Die übrigen Träger der Aufsichtsmandate sind aus den wichtigsten Kompetenzbereichen zu ernennen: Reich und Bundesstaaten, Städten, Landwirthschaft, Großgewerbe. Im Verwaltungsbezirk herrscht ein Direktorium und ein Kuratorium, das aus je zehn Bevollmächtigten zum Bundesrath, je einem Vertreter des Deutschen Landwirthschaftsrathes, des Deutschen Handelstages und des Deutschen Städtetages und je zwei Vertretern von Handel, Industrie, Landwirthschaft und Verbrauchern besteht. Das ist eine vielgestaltige Zusammensetzung: aus dem Bestreben geboren, den technischen Bau mit dem materiellen Zweck zu vereinen. Die Pflicht des neuen Aufsichtsamtes ist, der Verschwendung von Getreide und Mehl vorzubeugen. Um die Vertheilung kümmert sich die Reichsbehörde erst, wenn die Kommunalverbände, denen unbegrenzte Selbstverwaltung zugestanden wurde, versagen. Die Erweiterung der Gemeinderechte ist die zweite Neuerung, die der erweiterte Wirthschaftsplan des Reiches gebracht hat. Zuerst wurde das Getreide von der Kriegsgetreidegesell-



schaft in Beschlag genommen, die die Vertheilung übernahm. Die Gemeindeverbände hatten nur die Vertheilung und den Verbrauch des Mehls zu überwachen. Nach dem neuen Gesetz sind die Kommunalverbände berechtigt, innerhalb ihres Bezirkes das Getreide und das Mehl anzulaufen und weiter zu vertheilen. Der ganze Getreide- und Mehlverkehr liegt in ihren Händen und sie haben die volle Verantwortung dafür, daß Vertheilung und Verbrauch richtig geordnet werden. Das große Reichsmonopol wird in Hunderte einzelner Monopole zerlegt, die aber sofort von der Centrale aufgesogen werden, wenn sie sich nicht als lebensfähig erweisen. Wie viel verbraucht werden darf, wird von der höchsten Instanz bestimmt. Läßt die Ernte eines Bezirkes einen Ueberschuß, so ist er an die Reichsstelle abzuliefern. Fehlt Etwas, so hilft die Reichsstelle aus. Lücken in der Vertheilung können nicht entstehen. Ein Landestheil darf also nicht schlechter mit Brot versehen werden als ein anderer, weil seine Ernte weniger reichlich ausfiel als die des Nachbarn. Daß man die Gemeindeverbände allein wirthschaften läßt, ist nicht nur eine Ehrenbezeugung vor der Selbstverwaltung, sondern die praktische Folgerung aus einer richtigen Erkenntniß. Das erste Getreidemonopol umschloß nur den Rest einer Jahresernte, hatte also mit nicht sehr großen Mengen zu rechnen; die neue Organisation dient einem vollen Jahresertrag. Um eine solche Masse richtig zu bewegen, braucht man mehr als eine Kraftcentrale. Der Verwaltungsapparat der Reichsinstanz würde nicht genügen, um alle Forderungen des Verbrauches und der Versorgung so zu übersehen, daß nirgends Mangel entstehen kann. Es ist nicht ganz einfach, eine Getreidemenge von 15 Millionen Tonnen auf eine Bevölkerung von 60 Millionen Menschen zu vertheilen. Um es zu ermöglichen, mußte man das Werkzeug seiner ausarbeiten, als im ersten Fall geschah.

Die Feinde haben das Wort Organisation aufgeschnappt und möchten den Begriff in ihre Wirthschaft einführen. Der französische Finanzakademiker Ribot predigt seit Wochen die Lehre von der Produktivität der Volksarbeit als einziger Quelle des Wohlstandes. Aber bis das Ziel einer ungehemmten Vermögensproduktion erreicht ist, muß man sich von den Früchten des Kapitals anderer Nationen zu ernähren suchen. John Pierpont Morgan der Jüngere, dessen Leben durch einen deutschen Friedensfanatiker in Gefahr gebracht wurde, und ein Vertreter des pariser Rothschildhauses haben über einen Vorschuß verhandelt. Die französische Regierung kauft im eigenen Lande amerikanische Eisenbahnbonds auf und giebt Nationalwertheiligung-Obligationen in Zahlung. Die Pankewerthe sollen als Pfand für ein Darlehen dienen. Solche Findigkeit gränzt an Hegenmeisterlichkeit.

Die Russen wollen eine eigene Industrie aus dem Boden stampfen, um dem deutschen Kaufmann jeden Gedanken an die Rückkehr auf den russischen Markt zu verleiden. Qui vivra, verra. Einstweilen sind Resolutionen angenommen worden, die das Volk zur „Mobilisirung der Industrie“ aufrufen. Ein Kongreß von Vertretern der Industrie und des Handels stellte fest, daß von den landwirthschaftlichen Maschinen,

die Rußland gebraucht, in jedem Jahr beinahe die Hälfte aus Deutschland bezogen wurde. So darf nicht bleiben; die russischen Fabriken müssen jede feindliche Konkurrenz abwehren. Kofowzew selbst hat aber geschrieben: „Die Entwicklung der russischen Volkswirtschaft und die Zukunft der Industrie hängt davon ab, daß der Prozeß des Wachstums ungestört bleibt.“ Die Industrielleute und Händler, die schnelle „Hebung der Wirtschaftskraft des Landes“ fordern, sind offenbar viel tüchtiger. Und wer soll das Geld liefern? Ganz einfach: eine große Reichsindustriebank. Ein Privatinstitut unter staatlicher Aufsicht. Das Betriebskapital soll durch Obligationen beschafft werden. Wer die kaufen wird, ist ein Geheimniß. Die  $5\frac{1}{2}$  prozentige Milliardenanleihe, die zu Ehren der „Befreiung Galiziens“ aufgelegt wurde, brachte 40 Millionen von dem begeisterten Publikum. Den „Rest“ von 960 Millionen mußten sich Banken und Staatsbank theilen. Wer also wird die Obligationen der Reichsindustriebank kaufen? Die Franzosen werden kaum wünschen, noch mehr Russenpapiere zu erwerben.

England hat das erste Kapitel der allgemeinen Arbeitsmobilisierung begonnen. Alle Briten, männlichen und weiblichen Geschlechts, im Alter von fünfzehn bis zu fünfundsiebzig Jahren werden in das große Arbeitsregister des Staates eingetragen, damit Lloyd George die Zahl der Arbeiter für die Herstellung von Granaten übersehen kann. Die Noth gebietet. Schatzkanzler Mac Kenna konvertiert die alten Anlehen, giebt  $4\frac{1}{2}$  Prozent und verspricht, daß die nächste Anleihe 5 oder 6 Prozent Zinsen tragen werde. Die Verluste, die an den  $2\frac{1}{2}$  prozentigen Konsols hängen, haben das Herz des Finanzministers nicht gerührt; sonst hätte er schon bei der ersten Kriegsanleihe an die Uebernahme der alten Staatsschuld gedacht. Lloyd Georges Anleihe hat 32 000 Zeichner angelockt. Die erste deutsche Kriegsanleihe ist von 1,17 Millionen, die zweite von 2,96 Millionen einzelnen Zeichnern übernommen worden. Das deutet auf einen nicht unwesentlichen Unterschied in der Mobilisierung des Volksoermögens beider Länder. Und Amerika triumphiert als Weltbankier auf Kosten Englands. Die newyorker Finanz, die voll Schadenfreude das Sinken des Sterlingfurses sieht, ist vor die neue Kriegsanleihe mit einem Posten von 100 Millionen Dollars gespannt worden. Das Bankhaus J. P. Morgan hat seine alte englische Tradition wieder aufgenommen: es besorgt die Ueberleitung des britischen Goldes in die Kanäle des amerikanischen Geldsystems, damit der fürs Erste abgesetzte Weltbankier von der Themse heimlich Gelegenheit finde, dem Kurs seiner Devisen ein paar Stützen unterzuschieben. Während England ärmer wird, steigt der Reichtum der Vereinigten Staaten. Die ersten fünf Monate des Jahres 1915 brachten ihnen einen Exportüberschuß von 715 Millionen Dollars, fast den zehnfachen Betrag dessen, was von Januar bis Mai 1914 erzielt worden war. Und dieser große Aktivsaldo wird weniger denn je durch Zahlungsverpflichtungen (Zinsen und Dividenden auf Werthpapiere in europäischem Besitz) in Anspruch genommen. Der größte Theil bleibt als reiner Gewinn übrig. Amerika, Du hast es gut! *E a d o n.*

# Mitscher im Garten Krebse Pfirsichbowle

Französische Strasse 18

Das Mittel gegen  
Zuckerkrankheit

**Diabetsol**  
gesetzlich  
geschützt  
erprobt, wirksam, unschädlich,  
in allen Apotheken erhältlich.  
Prospekte gratis. Alleiniger Fabrikant:  
Chem. Fabr. Apoth. Hans Sachs & Co., Berlin W. 22.

Ich bin Käufer von deutschen Kreis- u.  
Stadtanleihen

u. and. deutsch. Rentenwerten, ferner v.  
Pfandbriefen und Obligationen deutscher  
Hypothekenbanken zu kulantem Kurse.  
T.-A. Zehlen- Max Oske, Zehlendorf  
dorf 120 u. 922. Wannsee.

**Holzhäuser**, zerlegbar,  
transportabel,  
liefert la

H. & F. Dickmann, Berlin W. 57.  
Ca. 1500 Bauten ausgef. Prosp. kostenlos.

## Berliner Zoologischer Garten

Grossartigste Sehenswürdigkeit der Welt!  
Grösste u. schönste Restaurationsanlage der Welt!

**Täglich grosses Konzert.**

**Neu! AQUARIUM mit Terrarium  
u. Insektarium.**

## Altberliner Stimmungen.

II.

Das älteste Berliner Weinhaus.

Das vormärkliche Berlin, das Berlin Lessings und Mendelssohns,  
Barnhagens und Lassalles lebt wieder auf in einer kleinen Schrift Eugen  
Zabels: „Geschichte einer Berliner Weinstube“ Maurer & Bracht 1768—1893.  
Man darf von ihr mit Recht behaupten: in ihr spiegelt sich das wechselnde  
und wachsende Leben der Reichshauptstadt, ihr Emporblühen ist innig  
mit dem Werden Berlins zur heutigen Bedeutung verknüpft.  
Unsere Leser hören nur eine interessante Stelle aus diesem seltenen Welt-  
stadtdokument: „Trefflicher Mann, wenn Du noch lebstest!“ ruft Roden-  
berg aus. „Lessing dahin begleiten, ihn in seinem hölzernen Lehnstuhl dort  
unten sitzen sehen zu können. Und ich habe ihn noch gesehen, den wack-  
ligen Sessel und den Keller von Maurer & Bracht. Es war, Bräuer-  
strasse 27, ganz noch in dem alten Zustande wie zu Lessings Zeiten, bis er  
1873 verschwand...“ oder weiter: „wesh eine Reihe von guten Jahr-  
gängen tauchte bei diesem Bedenken auf und verband uns im Geist, über  
Lessing hinweg, mit den Brüdern im weissen Gewande. Weit hinaus von  
der Bräuerstrasse nach der Breiten Strasse hin dehnten sich noch immer die  
gemauerten Bögen wie Felsen, unter denen der Wein gleichsam im  
Schutz und Schatten des Jahrhunderts ruhte.“ Heute befindet sich das  
Stammhaus Maurerstrasse 76 und die älteste Weinstube mit dem histo-  
rischen Lessingstuhl am Werderschen Markt im Brennpunkt des geschäft-  
lichen Lebens, unweit der großen Banken, nahe Schloß und der via  
triumphalis, da, gleich anno 70, bald wieder hoffentlich unsere siegreichen  
Truppen, vom Jubel des Berliner Volkes umströmt, einziehen dürften.

**Alleinige Anzeigen-  
Annahme der  
Wochenschrift**

**„Die Zukunft“**

Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 59.  
Fernspr. Amt Zentrum Nr. 10 809, 10 810.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,20 Mk., auf Vorzugsseiten 1,80 Mk.

**Max Kirstein**



# Reiseführer



# BADEN-BADEN

**Wald- und Höhenluft im Sommer Kühle Nächte**

Glänzende Heilerfolge der Thermalbäder bei Kriegerverletzungen, Nervenentzündungen, Rheumatismus und Gicht — Grossherzogl. Heilanstalten mit allen Kurmitteln — Bäder und Kurhaus in vollem Betrieb — Ermässigungen im Gebrauch der Bäder und Kurmittel — an Kriegerverwundete und -kranke — Inhalatorium — Konzerte — Theater — Vorträge — Prachtvolle Spaziergänge — Bergbahn auf den Merkur (Höhenluft- u. Terralim-Kuren) — Militärapersonen und ihre Angehörigen sind kurtaxfrei

**Auskunft u. Prospekte durch das städtische Verkehrsamt**

## Berchtesgaden - Schönau,

670 m **Schweizer Pension**, 670 m  
vormals Frl. v. Gregory. Feine Familien-  
pension, gross. Park, Wald, See- u. Fichtennadel-Badhaus, Gesellschaftsräume, Musik-  
zimmer, k. Wirtschaftsbet. Gegr. 1877. Prosp.  
Trollmann, Bos.

## Sanatorium Bühlau

bei Dresden.

Stets geöffnet. Prospekte frei.

## Dresden - Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen

## Kurhaus Bad Nassau (Lahn)

Ruhiges Haus für Erholungsbedürftige, Nerven- und innerliche Kränke. Neuzeitlicher Komfort, moderne diagnostische und therapeutische Einrichtungen. Das Haus wird auch in der Kriegszeit vom leitenden Arzt in gewohnter Weise weitergeführt. **Kriegsteilnehmer erhalten Ermässigung.** Prospekte und Auskunft durch die Verwaltung.

## Brunnenquelle Schreiberhau

Pension I. Ranges F. - A. 27.  
Vorzügliche Verpflegung. — Diätet. Kost auf Wunsch. — Liegekuren.

### Diabetylin

neuest., ärztlich bewährtes Mittel geg.

## Zuckerkrankheit

i. Apothek. erhältlich. Prosp. kostenfrei d.  
**Diabetylin-Gesellschaft m. b. H.**  
Berlin - Steglitz 3.

## Sanatorien

bietet der Anzeigenteil der  
**ZUKUNFT**  
Gelegenheit zu wirksamer  
Propaganda.